

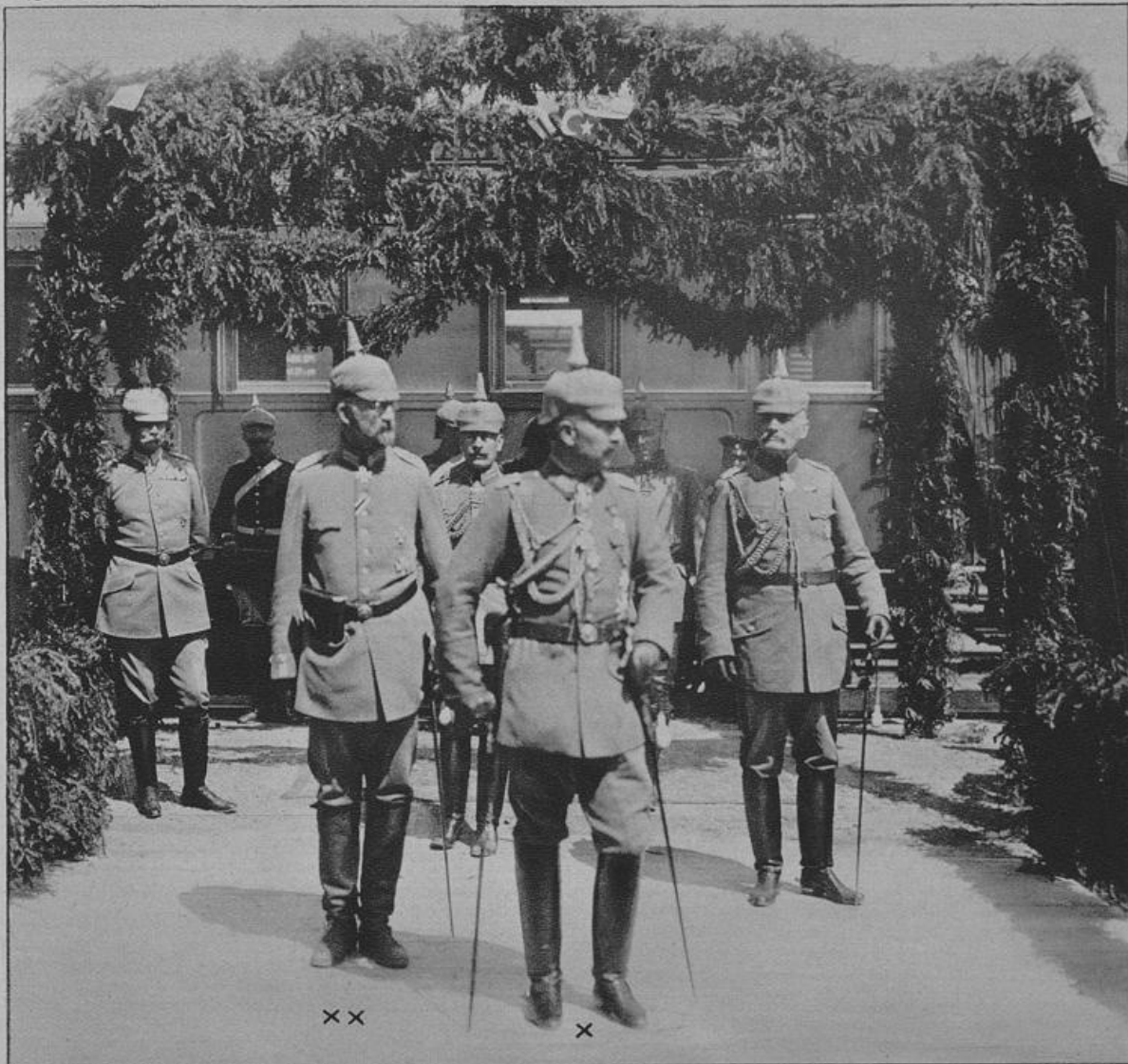
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 26.

Düsseldorf, 24. Juni

1916.



Der Kaiser bei der Armee des Kommandierenden Generals Exzellenz von Faber im Osten:
Der Kaiser (x) mit General von Faber (xx) nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof.

Phot. Gebr. Haedel.

Landsturmmann Wackerbarth.

Humoreske von Bernhard Walter.

Der Landsturmmann Alois Wackerbarth betrachtete tiefinnig seine Stiefel. „Donnerwetter,“ schimpfte er, „da klebt wieder einmal die halbe Landstraße daran!“

„Das ist auch kein Wunder,“ meinte sein Stubenkamerad, der in der ganzen Kompagnie unter dem Namen „Schusterkarle“ bekannt war. „Bei dem gestrigen Reifemarsch hat uns der Alte wieder einmal das Marschieren beigebracht.“

„Ja,“ stimmte Wackerbarth zu. „Und wenn uns der Schlamm so recht um die Ohren spritzt, da hat er gelacht und geschrien: ‚So ist's recht! Da seh ich doch, daß ihr stramme Kerle seid!‘“

„Und da haben wir alle gelacht und die Beine geschmissen, daß es nur so klatschte,“ setzte Schusterkarle hinzu.

Dann tat er einen tiefen Zug aus der Flasche Bier, die vor ihm stand, wickelte aus einem Zeitungspapier ein Stück Limburger Käse von achtungswertem Umfange und verzehrte mit behaglichem Schmungeln sein Frühstück.

Wackerbarth hatte inzwischen sein Reinigungswerk beendet und behag mit Wohlgefallen die gepuhten Stiefel.

Schusterkarle nickte ihm Beifall zu und sagte: „Spiegelblank sind sie geworden. — Aber warum machst du dich denn so fein? Wir

haben doch nach dem gestrigen Marsch heute nachmittag keinen Dienst, und Appell ist auch nicht angesetzt.“

Wackerbarth lächelte etwas geheimnisvoll. Er schwieg erst eine Weile, anscheinend von freudigen Gedanken in Anspruch genommen. Dann versetzte er: „Doch, Schusterkarle! Ich habe heute Appell. Um 12 Uhr muß ich beim Feldwebel im Ausgehanzug antreten.“

Schusterkarle sah ihn besorgt an. „Da hast du wohl etwas aus-gesessen?“ fragte er mitleidig.

„Im Gegenteil!“ erwiderte sein Kamerad vergnügt. „Wenn der Feldwebel nichts auszusetzen findet, dann krieg ich über den Sonntag Urlaub und kann endlich einmal nach Hause fahren.“

Dem Schuster blieb vor Erstaunen ein Stück seines düstigen Frühstücks im Halse stecken. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Moi! Mensch! Glückspilz! Urlaub sollst du kriegen? Und nach Hause darfst du fahren? Da hört doch aber alles auf!“

Für seinen Schusterverstand war die Nachricht auch tatsächlich überwältigend. Ein halbes Jahr steckten sie, die sich das nie hatten träumen lassen, nun schon in des Königs Koch, und ihre Vorgesetzten hatten ihnen erst vor kurzem klargemacht, daß sie sich noch immer



Friedliches vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Arme Dorfkinder holen sich die Überbleibsel aus der deutschen Feldküche.

Fot. Eberth.

nicht wie richtige Soldaten benehmen könnten. Na, und die Vorgesetzten mußten das doch beurteilen können. Wenn der Hauptmann einmal ganz besonders gut gelaunt war, hatten sie höchstens ein paar Stunden Stadurlaub bekommen. Bei der großen Entfernung, in der die Baracken vor der Stadt lagen, war das wirklich nicht viel. Und nun auf einmal der Umschwung! Waderbarth sollte Urlaub erhalten! Da kam Schusterkartele nächstens vielleicht auch an die Reihe. Er war zwar bei seinem Feldwebel schlecht angeschrieben, weil er nicht übertrieben viel auf Sauberkeit hielt und mit seinem kurzen Körper und den langen Armen wenig Ähnlichkeit mit einem strammen Soldaten hatte. Aber gleiches Recht für alle. Sie waren ja Kameraden. So sagte sich Schusterkartele und faßte den löblichen Entschluß, dem Fußen seiner Sachen in Zukunft etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Waderbarth warf sich in den Ausgehanzug, und Schusterkartele

daß Sie erst vor vier Wochen vom aktiven Regiment zum Landsturm verlegt worden sind. Sonst müßten Sie wissen, daß Sie hier nichts zu sagen haben, wenn Sie nicht gefragt werden."

Unteroffizier Huber tauchte seinen Kopf in das vor ihm liegende Attenstid und die Feder ins Tintenfaß und tat so, als wenn ihn die ganze Welt nichts mehr angehe.

Waderbarth hatte inzwischen seinen Anzug besichtigt. Richtig! Auf seinem linken Hodärmel gewahrte er ein winziges Strohhälmchen. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Feldwebel," sagte er mit gepreßter Stimme — die Hoffnung auf Urlaub entschwand in nebelhafter Ferne, „auf dem Wege nach dem Kompagniezimmer bin ich an einen Kameraden angestoßen, der einen gefüllten Strohhalm trug."

„Das hätten Sie nicht machen sollen, Waderbarth!" bemerkte der Feldwebel in strengem Tone. Dann fügte er hinzu: „Unter-



Strassenbild in einer belgischen Ortschaft: Junge Leute beim Kartenspiel.

Auf dem Holzschuh wird der Gewinn mit Kreide vermerkt.

Phot. Verl. Ill.-Gef.

half ihm eifrig dabei. Er bürtete den Kameraden gründlich ab und unterstützte ihn beim Umschnallen. Blißblank und sauber sah Waderbarth aus, als er sich um ¼12 Uhr vor dem Kompagniezimmer, dem Dienstraum des gestrengen Feldwebels, einfand. Mit dem Glodenschlage zwölf trat er ein und meldete sich vorschriftsmäßig.

Der Feldwebel musterte ihn von oben bis unten und sagte dann freundlich: „Na, Waderbarth! Sie haben wohl heute im Ausgehanzug in einem Stalle übernachtet?" Das konnte der Urlaub heischende Landsturmmann mit gutem Gewissen verneinen.

„So?“ fuhr der Feldwebel fort. „Warum treten Sie dann mit einem Fuder Stroh hier an?“

„Hihhih!“, mederte der Kompagnieschreiber, Unteroffizier Huber. „Natürlich — das ist der Landsturm!“

Der Feldwebel sah den Kompagnieschreiber scharf an. „Unteroffizier Huber,“ sagte er trocken, „Ihnen merkt man auch nicht an,

offizier Huber! Sehen Sie doch einmal nach, was für ein Kerl um die Mittagszeit mit gefüllten Strohhäfen spazieren läuft!“

Unteroffizier Huber stand gehorsam auf und ging — in die Kantine. „Das sollte mir einfallen,“ dachte er bei sich, „einen Kerl zu suchen, der am hellen Tage mondsüchtig wird.“

Der Feldwebel wandte sich wieder dem Landsturmmann Waderbarth zu. „Welches Ferkel hat sich denn die Pfoten an Ihrem Koppelschloß abgewischt?“ fragte er. Waderbarth erbleichte — der Urlaub war anscheinend verpfuscht. Er betrachtete das Koppelschloß. Da war freilich ganz deutlich ein Daumenabdruck sichtbar, der nur von seinem hilfreichen Kameraden, dem Schusterkartele, herrühren konnte.

Eine peinliche Stille entstand. „Waderbarth, ich will Ihnen was sagen,“ nahm der Feldwebel die Unterhaltung wieder auf, „Sie sind genau so ein Schmierfink wie die andern. Ich weiß es sicher, wenn Sie in Ihre Heimat kommen, machen Sie dem ganzen Land-

sturmabteilung Schande. Wie Sie dort rumlaufen werden, das kann ich mir schon denken. Aber — weil Ihnen der Herr Hauptmann den Urlaub bewilligt hat, so sollen Sie ihn haben.“

Waderbarth wurde ganz rot vor Freude. Er legte die Hände noch fester an die Hofennacht — eigentlich war das kaum noch möglich —, sagte: „Ich danke bestens, Herr Feldwebel!“ und machte stramm kehrt. — „Halt!“ rief ihn der Feldwebel zurück. „So schnell geht's nicht. Wie weit haben Sie denn bis nach Hause?“

„Mit dem Schnellzug sind es vier Stunden,“ erwiderte Waderbarth. „Wenn ich aber mit dem Bummelzug fahren muß, dann brauche ich zehn Stunden, weil ich da in Groß-Stumpen drei Stunden Aufenthalt habe.“

„Om,“ meinte der Feldwebel nachdenklich. „Ja, das hilft nichts. Die Benutzung von Schnellzügen ist ausgeschlossen. Montag früh 7 Uhr

Schon eine Stunde vor der Abfahrt war er am Bahnhof, und endlich führte ihn der Zug der Heimat entgegen. —

Der Sonntag begann, wie dies die Sonntage im Frühsommer gewöhnlich zu tun pflegen. Lachender Sonnenschein drang in die Gassen und Winkel des Baradenlagers, aber noch herrschte tiefe Stille.

Da tauchte in dem Gange von Barade 1 eine lange Gestalt in einem weißen Gewande auf, öffnete eines der Flurfenster und hielt einen blinkenden Gegenstand in die Luft hinaus. Plötzlich schrillten durch das Schweigen misttönige Klänge, die sich zu der Frage formten: „Haaabt — ihr denn — noch nicht — genug — geschlaa—fenn?“ Dann schloß der Trompeter das Fenster und kroch wieder in seine Klappe. In den Mannschaftsstuben wurde es lebendig. Schusterkarle hatte heute Stubendienst und mußte daher zuerst auf die Annehmlichkeiten seines Strohsackes verzichten. Mit leidlicher Gewandtheit



Sonnenuntergang bei Ostende. Nach einer photographischen Aufnahme.

müssen Sie sich unbedingt bei mir vom Urlaub zurückmelden. — Wann geht denn ein passender Zug?“

„Nachmittag um 5 Uhr, Herr Feldwebel,“ antwortete Waderbarth.

„Na, dann sind Sie ja morgen frühzeitig zu Hause,“ meinte der Feldwebel zum Abschied. „Machen Sie also keine Dummheiten unterwegs! Und jetzt können Sie abtreten!“

Waderbarth machte eine stramme Wendung und verschwand. Draußen tat er vor Freude einen Luftsprung und rannte fast den zurückkehrenden Unteroffizier Huber über den Haufen, der ihm giftig nachrief: „Sie! Ihr Strohsackmann war wohl eine Ente? Ich habe wenigstens keinen gesehen.“

Das war zweifellos richtig. Es war ja auch nicht anzunehmen, daß sich der Mann mit dem gefüllten Strohsack gerade in der Kantine niedergelassen hätte. Dem Landsturmmann Waderbarth waren jetzt aber alle Unteroffiziere und Strohsackmänner der Welt völlig gleichgültig. Die folgenden Stunden verbrachte er in großer Ungeduld.

Kletterte er von seinem Lager in der oberen Bettreihe und trat dabei dem Schläfer in der unteren Reihe auf den unvorsichtigerweise herausgestreckten Fuß. Für diese Heldentat wurde ihm ein „Schafstopp“ nachgeworfen. Schusterkarle legte jedoch solchen Äußerungen kameradschaftlicher Zugehörigkeit kein Gewicht bei. Er belud sich mit zwei großen Blechannen und stapfte nach der Kantine, die in einiger Entfernung von den Baraden aufgestellt war. Bedächtig ließ er den Pumpenschwengel auf- und niedersaufen, und er war in seine Arbeit so vertieft, daß er erschrocken zusammenfuhr, als ihm plötzlich eine helle Stimme zurief: „Guten Morgen, Herr Soldat!“

Schusterkarle drehte sich erstaunt um und sah in ein strahlendes Blauaugenpaar und ein allerliebste Gesicht, das noch durch ein freundliches Lächeln verschönt wurde. In seinem ganzen Schusterdasein war es ihm noch nicht vorgekommen, daß ihm jemand so freundlich zugelächelt hätte. Er hatte jedoch ein dankbares Gemüt und lächelte daher ebenfalls sehr freundlich. Dies brachte er dadurch



Zur Eröffnung des Kriegslazarets Nr. 5 „Herzogin von Arenberg“ in Brüssel: Die Begründerin des Lazarets, Herzogin von Arenberg, im Kreise der Verwundeten im Park des Schlosses. Phot. Samson.

1. Herzogin von Arenberg. 2. Chefarzt Stabsarzt Dr. Mischl.

Das Herzogspaar von Arenberg ließ seinen Palast in Brüssel, der einst Wohnsitz des unter Alba hingerichteten Grafen Egmont gewesen ist, als Kriegslazarett herrichten und stellte ihn der deutschen Verwaltung zur Verfügung.



Vom Wirken des Roten Halbmondes: Im Garten des Lazarets zu Galata.

Phot. Beck, Ill.-Gef.

zustande, daß er sein nicht gerade klein geratenes Mundwerkzeug zu einem breiten Grinsen auseinanderzog. Dann sagte er: „Guten Morgen, Fräuleinchen!“ und harrte auf die weitere Entwicklung der Dinge.

„Ich möchte nämlich meinen Mann besuchen,“ sagte die Besizerin der Blauaugen.

„Aha!“ erwiderte Schusterarle, und das schien ihm vorläufig zu genügen. Er war, wie jeder Schuster, Philosoph und dachte sich, daß er schon noch mehr erfahren würde.

Das geschah auch. „Mein Mann ist nämlich bei der dritten Kompagnie,“ fuhr die Fremde fort, „und da möchte ich Sie bitten, mir den Weg dahin zu zeigen.“

„So,“ sagte Schusterarle, „da haben Sie aber Glück! Ich bin nämlich auch von der Dritten.“

„Ei, das trifft sich ja gut,“ stimmte die junge Frau seiner Meinung zu. „Da kennen Sie wohl auch meinen Mann?“

„Natürlich kenne ich Ihren Mann,“ erwiderte Schusterarle treuherzig. Inzwischen hatte er seine beiden Kannen gefüllt und machte sich auf den Weg nach den Baraden, die Frau mit einer einladenden Handbewegung auffordernd, ihm zu folgen. „Ja freilich kenne ich ihn,“ wiederholte er dann. „Ich kenne nämlich jeden Mann von der Dritten.“

„Er ist doch hoffentlich gesund?“ fragte die Frau weiter.

„Natürlich ist er gesund,“ beruhigte sie der Schusterarle. „Wir sind hier nämlich alle gesund.“ Dann fügte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Wie heißt er denn eigentlich?“

„Ach so,“ bemerkte lachend seine Begleiterin, „das müssen Sie natürlich wissen, wenn Sie mich zu ihm führen sollen. Alois heißt er — Alois Waderbarth.“

Dem biederen Schuster wurde auf einmal ganz heiß. Das war also die Frau des Alois, seines Stubenkameraden Alois! Und der mußte ausgerechnet gestern auf Urlaub fahren! Für den Schusterarle war das durchaus keine einfache Sache. Was sollte er nun eigentlich der Frau seines Kameraden sagen? Um besser nachzudenken, setzte er seine Kannen nieder. Dann murmelte er: „So, so — der Alois — der Alois Waderbarth.“ Mittlerweile hatte er sich von seiner ersten Bestürzung erholt und kam zu dem Erkenntnis, daß er das arme Fräulein nicht erschrecken dürfe, sondern ihr die traurige Nachricht auf diplomatischem Wege beibringen müsse.

Frau Waderbarth sah ihn, verwundert über sein Schweigen, an und fragte ängstlich: „Ist ihm vielleicht etwas zustoßen?“

„Nein,“ antwortete Schusterarle und nahm seine Kannen wieder auf, „zustoßen ist ihm nichts. Aber der Alois — der Alois — der ist nicht mehr hier.“

„Mein Mann ist nicht mehr hier?“ wiederholte die junge Frau und wurde blaß. „Aber wo ist er denn?“

Schusterarle war ehrlich zu sich selbst. Er sagte sich, daß die Diplomatie eine Sache sei, der er nicht gewachsen war, und beschloß deshalb, ohne Umschweife zu reden. „Die Sache ist nämlich die: Was der Waderbarth ist, der hat gestern Urlaub gekriegt und ist nach Hause gefahren. Aber morgen früh um 7 Uhr muß er wieder hier sein.“ Nach dieser Rede sah er Frau Waderbarth forschend an und erschrak. Die Blauaugen strahlten nicht mehr — im Gegenteil. Dem Schusterarle kam es so vor, als ob sie sich mit Tränen füllten.

Das war seine schwache Seite. Er konnte keinen Menschen weinen sehen, weil er dann gewöhnlich mitheulen mußte. Auch hatte er die Empfindung, daß er die Frau seines Kameraden trösten müsse, und sagte deshalb: „Weinen Sie nur nicht, Frau Waderbarth! Der Alois ist ja gesund, und das ist doch die Hauptsache.“ Weitere Trostgründe fielen ihm nicht ein.

„Ach,“ seufzte Frau Waderbarth, „ich habe mich so auf das Wiedersehen gefreut, und nun ist die ganze Reise umsonst gewesen. Was soll ich jetzt nur anfangen?“

Schusterarle zermartete sein Hirn, um einen Ausweg aus dieser betrübenden Lage zu finden. Aber das war zuviel von ihm verlangt. Es fiel ihm nichts Besseres ein, als zu fragen: „Warum haben Sie ihm denn nicht geschrieben, daß Sie herkommen?“

„Ich wollte ihn ja überraschen,“ erklärte Frau Waderbarth. „Er hatte mir doch geschrieben, daß für ihn an Urlaub vorläufig nicht

zu denken sei. Da konnte ich gewiß nicht voraussagen, daß er gerade gestern nach Hause fahren durfte!“

„Freilich,“ sagte Schusterarle verständnisvoll, „das konnte kein Mensch voraussagen.“ Dann kam ihm ein großartiger Gedanke: „Wissen Sie was, Frau Waderbarth,“ erklärte er, „ich führe Sie zu unserm Herrn Feldwebel. Der weiß alles und wird Ihnen schon einen Rat geben können.“

Frau Waderbarth sah ihn etwas getröstet an. „Ist der aber nicht sehr grob?“ fragte sie.

„Gewiß!“ bestätigte Schusterarle mit dem Brustton der Überzeugung, „sachgrob ist er! — Aber,“ fuhr er fort, als er sah, daß Frau Waderbarth ängstlich zusammensuchte, „nur im Dienst, und da muß er grob sein, sonst würde es nicht recht gehen. Zu Ihnen wird er ganz gewiß nicht grob sein, das könnte ich mir gar nicht vorstellen.“

„Na, dann versuchen wir es einmal,“ meinte Frau Waderbarth, „vielleicht kann er mir helfen.“

Schusterarle freute sich, daß sein Vorschlag angenommen wurde. Er führte die junge Frau zum Kompagniezimmer und machte sich dann mit seinen Kannen davon.

Der Feldwebel war wirklich nicht grob. Er ließ sich von Frau Waderbarth ausführlich über ihr Mißgeschick berichten und versicherte ihr, daß er die verunglückte Überraschung sehr bedauere. Dann berieten sie zusammen, was wohl am besten geschehen könne, und kamen überein, daß Frau Waderbarth mit dem nächsten Zuge wieder nach Hause nachdampfen sollte.

„Das wird allerdings das richtige sein,“ meinte die junge Frau. „Vielleicht treffe ich ihn noch zu Hause an. — Freilich —“ setzte sie zögernd hinzu und sah den Feldwebel mit ihren blauen Augen bittend an, „wenn er morgen früh um 7 Uhr schon wieder hier sein muß, dann werden wir nur kurze Zeit zusammen sein können.“

Der Feldwebel verständ sie und fühlte ein menschliches Mitleiden. „Frau Waderbarth,“ sagte er, „ich will Ihnen eine Bescheinigung mitgeben, daß der Urlaub bis Dienstag früh verlängert worden ist. Dann kann Ihrem Manne nichts passieren, wenn ihm unterwegs der Urlaubspass abverlangt wird.“

Frau Waderbarth dankte dem Feldwebel ganz gerührt für seine Freundlichkeit. Dann machte sie sich wieder auf den Weg. Ihr Zug ging erst gegen 10 Uhr ab, und nachmittags um 4 Uhr saß sie in Groß-Stumpen, wo sie drei Stunden auf die Weiterfahrt warten mußte.

Traurig saß sie in der Bahnhofswirtschaft und räthte nachdenklich in ihrem Kaffee. Sie kam sich recht verlassen vor. Ganz trübselig wurde ihr, sobald sie daran dachte, wie schön der heutige Tag verlaufen wäre, wenn ihr Alois sie zu Hause angetroffen hätte. Nun saß sie allein unter lauter fremden Menschen, und Alois hatte ein leeres Nest gefunden. Es war doch wirklich ein zu dummer Zufall, daß ihr gerade gestern der Gedanke kommen mußte, ihr Männchen zu überraschen.

In ihre Gedanken versunken, beachtete sie es kaum, als ein Zug mit Keuchen und Pischen in die Halle fuhr. Sie schaute nur zerstreut auf, als die Ankömmlinge, darunter viele Soldaten, in die Wirtschaft strömten. Plötzlich löste sich aus der Menge ein Landsturmmann und kam auf sie zu. „Alois!“ rief sie in freudigem Erschrecken, und „Gretel!“ klang es ihr als Antwort entgegen. Dann lag sie an der Brust Waderbarths.

Nun ging es an ein lebhaftes Erzählen, ein erregtes Hin- und Herfragen. „Na,“ meinte Waderbarth endlich, „das ist doch ein glücklicher Zufall, daß wir uns hier noch getroffen haben. Da ist doch wenigstens nicht der ganze Sonntag verpufft! Wir haben ja nur ein paar Stunden Zeit, bis ich weiter muß, aber das ist doch immerhin etwas.“

Da blickte Frau Waderbarth mit ihren strahlenden Blauaugen zu ihm auf und sagte: „Nein, Alois! Wir haben einen ganzen Tag vor uns!“ Als er sie verwundert ansah, gab sie ihm die Bescheinigung über den verlängerten Urlaub, und der Landsturmmann Waderbarth sang nun das Lob des Herrn Feldwebels in allen Tonarten.

Als sie gemeinsam nach Hause fuhren, schmiegte sich Frau Gretel fest an die Brust ihres Mannes und sagte leise: „Das verspreche ich dir, Alois. In meinem ganzen Leben will ich dich nicht mehr überraschen!“ —

Ein Heim für Studierende Frauen in Berlin



Gemütliches Plauderstündchen der Insassen des Heims in der gemeinschaftlichen Wohnhalle.
Phot. Berl. Ill.-Ges.



Insassen des Studentinnen-Heims im Garten.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Die Meteorsammlung.

Eine kleine Geschichte von Felix Frhr. v. Stenglin.

3intelmänn? Den Meteorologen? O ja, den kenn' ich sehr gut! Sarkastisch und zu Späßen geneigt, die andern Leuten weniger Vergnügen machen als ihm. — Er hat mich sogar mal auf meinem eignen Gebiet hineinlegen wollen, indem er behauptete, es sei nicht weit von der Stadt eine vorgeschichtliche Niederlassung aufgedeckt. Es war aber nur eine Feuerstätte von Gymnasiasten, die eine Turnerschaft in den Wald gemacht und dort Kartoffeln abgetoht hatten — Nun, ich hab's ihm später heimzahlen können.“ So sprach der Professor zu mir und fuhr nach einigem Besinnen folgendermaßen fort:

„Am jene Zeit traf ich nämlich öfter einen alten Herrn im „Sambrinus“. Er war ein kleiner Beamter gewesen und dabei in Ehren grau geworden; nun hatte er sein Altersheim bei seinen Kindern aufgeschlagen. Ein großer, schlanker Mann mit martialischem, weißem Schnurbart und zwei ganz feinen Strähnen weißen Haares, die er sich kunstvoll vom linken Ohr nach dem rechten hinüberlegte. Er erzählte mir nach und nach allerlei aus seinem Leben und hatte offenbar Vertrauen zu mir gefaßt, zu dem Menschen und zu dem Gelehrten. Ich hörte ihm gern zu, wenn auch seine wissenschaftlichen Begriffe etwas ansechtbar waren. Endlich kam er eines Abends mit einem Anliegen:

„Da wollte ich mal was fragen. — Wie Sie wissen, habe ich früher in Köln gelebt. Wahrscheinlich ist Ihnen auch bekannt, daß dort sehr viele Meteore fallen.“ — „Nein,“ sagte ich, „davon hatte ich keine Ahnung.“

„Es ist auffallend,“ äußerte er mit aller Bestimmtheit. „Man müßte das mal wissenschaftlich behandeln. Köln ist darin augenscheinlich ganz besonders bevorzugt. Und dort bin ich denn auch zu meiner hervorragenden Meteorsammlung gekommen.“

Natürlich war ich neugierig und fragte ihn, wie er denn das gemacht habe. Und da schilderte er mir den Hergang:

„Ich hatte ziemlich am Rande der Stadt eine sehr hoch gelegene Wohnung. Da sah ich nach dem Tagewerk oft auf meinem Balkon und sah über die Häuser weit hinaus aufs Feld. Wupp! fiel eine Sternschnuppe. Ei, dachte ich und sah aufmerksam dem glänzenden Streifen nach, den der Meteorstein in der Luft hinterließ. Ich verfolgte mit den Augen seine Bahn bis ans äußerste Ende und merkte

mir genau die Stelle, wo er niedergefallen war. Am nächsten Morgen ging ich dann ganz früh hin und suchte so lange, bis ich den Meteor gefunden hatte.“

„Und hatten Sie Glück?“ fragte ich verblüfft.

„Allemaal!“

Und nun wollte er mir die Meteorsammlung hinterlassen unter der Bedingung, daß ich eine wissenschaftliche Beschreibung dazu herausgeben sollte. Ich erklärte ihm darauf, daß sein Vertrauen ungemein ehrend für mich sei, daß ich mich dieser schwierigen Aufgabe aber nicht gewachsen fühle. Als er nun sehr enttäuscht war, tauchte ein Plan in mir auf, den ich wohl in gewissem Sinne als teuflisch bezeichnen muß: Ich sagte ihm nämlich, das Nächstliegende sei doch, daß er sich an einen Meteorologen wende. Zwar sah er mich auf diese Eröffnung hin etwas ungewiß an, aber ich ging dreißig weiter auf der eingeschlagenen Bahn und empfahl ihm den bekannten Professor Zintelmann, was er mit großer Dankbarkeit aufnahm. Ein Jahr später hatte sich das Geschick des guten alten Mannes erfüllt, und einige Zeit darauf wollte es der Zufall, daß ich Professor Zintelmann auf der Straße traf.

„Ah — lieber Kollege! Wie geht es?“ fragte ich heuchlerisch und wußte das Gespräch so zu wenden, daß er mit allen Zeichen des Jngtrims von der Erbschaft erzählte. Vier Mann hätten im Schweiße ihres Angesichts drei Kisten mit Feldsteinen in seine Wohnung geschleppt.

„Und ich soll eine wissenschaftliche Beschreibung dazu herausgeben! Ich wäre ihm empfohlen worden, steht im Testament! Wenn ich nur wüßte, wer mir das angetan hat!“

„Ja, lieber Kollege,“ sagte ich darauf in aller Gemütsruhe, „eine Liebe ist der andern wert. Sie hatten seinerzeit die Freundlichkeit, mich auf eine vorgeschichtliche Feuerstätte von Bedeutung aufmerksam zu machen. Es war nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich meinen alten Freund veranlaßte, Ihnen seine kostbare Sammlung zu vererben.“

Ich wollte noch mehr sagen, aber es kam nicht dazu, denn Professor Zintelmann hatte mich ohne Abschied verlassen und war im nächsten Augenblick um die Straßenecke verschwunden.



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz:
Wohnhaus mit einem Granatvolltreffer in Piazza im Terragnolatal.

Phot. Leipziger Presse-Büro.